

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 45.

Montag, 23. Februar.

1931.

Amateur-Detective / Roman von Walter Bloem.

(20. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Um eines Rettungsbootes Länge von der Sängerin und ihrem Freund entfernt, schiebt eine zweite Kanzel sich ans Backbord vor. Auch dort zwei Liegestühle, ein Menschenpaar in Geplauder vertieft. Doktor Müller und die Preisgekrönte.

„Sagen Sie, Herr Doktor“, fragt Toni Frömmel, „was wollen Sie eigentlich da drüben?“

„Kindchen, das haben Sie mich schon zehnmal gefragt und immer die gleiche Antwort bekommen: ich habe Geschäfte. Genügt Ihnen das nicht?“

„Ne, das genügt mir ganz und gar nicht. Sie sind 'n reeller Mann, sagen Sie. Sie verlangen, ich soll Vertrauen zu Ihnen haben. Wie kann ich das, wenn Sie mit sich so geheimnisvoll tun? Herr Doktor, ich bin ein helles Berliner Mädchen, ich lasse mir mit niemand ein, wo ich nicht weiß wieso und wozu.“

„Aber Tonichen — wir wollen uns doch nicht heiraten. Oder möchten Sie vielleicht?“

„Heiraten, gern; aber Ihnen nicht. Sie sind 'n feiner Mann, 'n gebildeter Mann, 'n studierter Mann — aber 'n reeller? Ich weiß nicht recht.“

„Aber Kindchen, da wir uns ja nicht heiraten wollen, spielt's doch gar keine Rolle, ob Sie mich für reell halten. Hauptsache, daß ich 'n netter Kerl bin — und das bin ich doch, finden Sie nicht?“

„Ja, ja, nett sind Sie ja soweit. Ich laß mir ja auch ganz gern von Ihnen was erzählen. Aber was Sie möchten — nee, Herr Doktor, dazu müßten Sie mir viel sympathischer sein“ (sie sprach sympathischer).

„Was? Nicht mal sympathisch bin ich Ihnen?“

„Ja, ich weiß nicht — ich kann nu mal kein rechtes Vertrauen zu Ihnen haben. Warum sagen Sie nicht einfach: Fräulein Toni, so und so — ich bin das und das? Ich lasse mir nur mit Herrn ein, über die ich Bescheid weiß.“

„Na schön, Kindchen, da kann Ihnen geholfen werden. Ich werd' mir einfach irgend was ausdenken, was ich Ihnen vorschwindeln soll, damit ich Ihnen sympathisch werde.“

„Nee, nee, so leicht is das nu nich, mir zu verkohlen. So was merkt' ich um sechs Eden 'rum, und dann frag' ich so lange weiter, bis ich dahinter komme, ob Sie schwindeln oder nicht. Also müssen Sie schon mit die Wahrheit 'rausrücken, oder zwischen uns is Schluß.“

Der Genius der Musik streift also doch nicht alle Passagiere mit seinem friedenspendenden Fittich.

Herr Valentin Klamfsoth hatte von seinem Wehen nicht einen Hauch verspürt. Jeden Morgen erwachte er mit dem peinlichen Bewußtsein, daß die Hoffnung auf einen Anteil an den verheißenen zwanzigtausend Mark noch nicht wesentlich näher gerückt war. Je eingehender er die drei, vier Passagiere beobachtete, die ihm verdächtig vorgekommen waren, je weniger fand er seinen ersten Eindruck bestätigt. Alle diese auffallend eleganten, sprachkundigen Monokelträger erwiesen sich bei näherer Prüfung als Gentlemen von einwandfreier Solidität. Nur Herr Schiewelbein aus Magdeburg blieb dauernd auf der Liste. Er verharrte in seiner Einsamkeit, suchte keinen Anschluß, setzte jedem Versuch der Anknüpfung eines noch so harmlosen Gesprächs eine blasse Abwehr entgegen.

Heute morgen hatte Klamfsoth sich entschlossen, dem einzigen ernsthaft Verdächtigen etwas energischer nachzuspüren. Als Oberleiter des ganzen Wirtschaftsbetriebes hatte er das Recht, jederzeit die Kabinen zu revidieren, um festzustellen, ob die Bediensteten ihre Pflicht der Sauberhaltung erfüllten.

Er suchte also zu einer Zeit, wo der Zimmersteward von C-Deck Steuerbord gerade beim Frühstück zu servieren hatte, Herrn Schiewelbeins Kojе auf. Er fand sie verschlossen, den Schlüssel abgezogen. Das hatten seit dem Erscheinen jenes roten Zettels fast alle Passagiere ein paar Tage lang gemacht, aber mit widerstehender Beruhigung war diese Vorsicht bei der Allgemeinheit eingeschlafen. Klamfsoth öffnete mit Nachschlüssel und fand eine greuliche Unordnung. Die Menge von Gegenständen, die auf dem Tisch, dem Nachttischchen, dem Sofa aufgestapelt waren! Ein wüstes Chaos von gebrauchten Wäschestücken, leeren Zigarren-, Zigaretten-, Streichholz- und Apothekerschachteln, zerlesenen Reisejournälen, kurz, ein Wust von Dingen, wie sie sich um einen unordentlichen, zerfahrenen Junggesellen herum ansammeln wie der Mist im Taubenhaus.

Valentin Klamfsoths dumpfes Mißtrauen gegen den unzugänglichen Herrn Schiewelbein hatte neue Nahrung gefunden. Er bezwang seinen Widerwillen und durchwühlte die unerfreuliche Brockenammlung. Sein Forscherdrang sah sich über Erwarten belohnt: in den Tiefen der auf dem Sofa gestapelten Udinge fand er — fast hätte er aufgeschrien vor freudiger Überraschung — ein dickes Schlüsselbund voller rostiger Pieträge.

Er stopfte das unzweideutige Überführungstüd in sein Versteck zurück und verließ die Kabine. Ein Zweifel war ja nun nicht länger möglich: das sich Schiewelbein nennende Individuum war der gesuchte Schwerverbrecher.

Er fand keine Veranlassung, von diesem rettenden Funde dem Kapitän Mitteilung zu machen. Dazu war immer noch Zeit, wenn das Schiff in die Narrows einlief. Dann konnte wenigstens sein Zweifel aufkommen, wem die ausgelobte Belohnung ungeteilt zufallen müsse.

Am diesem Abend wurde noch ein zweiter Fund gemacht. Aber nicht von Valentin Klamfsoth.

Zu diesem kam bei Beginn des Frühstücks sehr aufgeregt der Geiger Twardowski: sein Chef, Herr Klauer mann, habe Fieber, könne nicht spielen.

„Schöne Bescherung — was nun?“, fragte der Obersteward.

„Wärrdä ich allä be-idä Ge-igänstimmän spielänn.“

„Mensch — Verzeihung, Herr Twardowski — ich denke, Sie können knapp mit Ihrer eigenen fertig werden?“

„Wärde ich äbänn vörjuchänn — muß gehänn, wie geht...“

Du wirft's schon schaffen, mein Junge, dachte der Obersteward, klopfte seinem Günstling wohlwollend und achtungsvoll auf die Schulter.

Beim Frühstück belauschte er mit Spannung den Klang der Musik. Sein Laienverstand glaubte keinen Unterschied gegen sonst zu bemerken.

Das Selbstgespräch erst beim Nachmittagskonzert.

Es war etwas kühler und windiger geworden. Der Saal war dicht besetzt. Heute hatte sich sogar Ignaz Richter mit seiner getreuen Verehrerin eingefunden. Er haßte die Konzerte. Dies Ragout aus Gesangsliedern, die für Klarinette oder Pflöckchen mit Tutti-begleitung, von Wagner-Ouvertüren, die fürs winzige Klavierorchester eingerichtet waren, das machte ihn wild. Heute lag auf dem Teetischchen ein Programm, das einen ganz anderen Charakter zeigte. Lauter auserlesene Kammermusik in der Originalbesetzung. Ein Adagio für Cello mit Klavierbegleitung, zwei Sätze aus einem Schumannschen Klaviertrio, die herrliche Nr. 2 der Kreisleriana für Klavier allein, zum Schluß — die Kreuzer-Sonate.

Richter machte seine Freundin auf diese überraschende Zusammenstellung aufmerksam. Missis Rachel nahm ihr Vorgnön und musterte die Kapelle, die auch nachmittags wie beim Ball auf gleicher Ebene mit den Gästen saß, nur jetzt in nicht ganz einwandfreien Smoking.

„Ich glaube, lieber Freund, ich habe den geistigen Urheber dieses erhöhten Niveaus entdeckt. Der semmelblonde Kapellmeister fehlt heute. An seinem Pult sitzt der interessante Kopf mit dem Monokel.“

„Erfreulich das. Dann werden wir heute vielleicht mal ohne Magenkrämpfe zuhören können.“

Die wackeren Musiker spielten sonst ihren Part meist schlecht und recht herunter, ohne Anspruch auf ernsthafteste Beachtung, ohne Hoffnung auf mehr als ein gelegentliches dünnes Mitleidsapplauschen. Heute fiedelten und bliesen sie, als ging's ums Leben. Offenbar war gründlich probiert worden unter künstlerisch verständnisvoller Leitung. Der einzige Geiger führte, ohne seinen Part besonders hervorzuheben, mit Bogen, Hand und Auge die kleine Schar, die sonst unter dem blonden Klaviermann fast nur das eigene rhythmische Gefühl und ihre handwerksmäßige Routine zur Richtschnur hatte.

Es war kein überwältigender Genuß, das Ganze, aber eine laubere, anständige Leistung. Die musikerständigen Elemente im Publikum erkannten das auch an. Das Geplauder, das sonst, wenn auch etwas gedämpft, während der Musikdarbietungen weiter-schwirrte, verstummte mehr und mehr. Jeder Nummer folgte ständig sich steigender Beifall. Der Geiger dankte verwirrt und bescheiden.

„Nun bin ich auf die Kreuzer-Sonate wirklich gespannt“, sagte Missis Rachel zu ihrem Maestro. „Unser Monokelman hat sich bisher noch nicht als Solist gezeigt. Jetzt kommt's.“

„Haben Sie nicht bemerkt, liebste Freundin“, gab Ignaz Richter zurück, „wie er sich bisher zurückgehalten hat?“

„Ganz richtig! Manchmal war's ordentlich, als ob er losstürmen möchte.“

Die beiden Spieler setzten sich zurecht, der Dunkellockige hob den Bogen. Das feierliche Adagio-Thema der unvergänglichen A-Dur Opus 47 schwebte durch den Saal. Die Geige sang's zuerst allein. Sie — sang's.

Bei den ersten Tönen erstarrte die ganze teetrinkende, schwachende, flirtende Gesellschaft in einem regungslosen Schweigen. Ein Wunder blühte auf. Ein Meister hatte das Wort.

Dimitri Wassiljewitsch vergaß sich und die Welt. Die Maske des Winkelmusikanten war abgefallen. Seine dunklen, schmerzumschatteten Augen schauten versunken in unendliche Fernen der Vision. Die Geige sang.

Nun wiederholte der Klavierspieler das Einleitungsthema. Auch dies bescheidene Männchen war heute nicht wiederzuerkennen. Der Schwung seines Partners riß ihn über sich selbst empor. Wettfeiern stürzten Geige und Flügel sich in die Wirbel des Presto.

Schon nach dem ersten Satz brach die aufgestaute Überraschung der begeisterten Hörer in einer jähen Beifallsalve aus. Die Spieler schienen's nicht zu

merken. Der Russe stimmte die Geige nach — hob abermals mit ruheheischender großer Bewegung den Bogen — das holde Andante des zweiten Satzes schwoll in die Seelen. Die Hörer lauschten in stumm erschütterter Andacht. Schon am Figurengerank der Variationen entfaltete Twardowski ein schlechthin meisterliches Können. Ohne den Bogen abzulegen, die Hände sinken zu lassen, stürmten die zwei in das sprühende, blendende Finale. Twardowskis ganze Gestalt schien in den tobenden Tanzrhythmus hineingerissen.

Jetzt war kein Halten mehr. Die buntgemischte Hörerschaft raste Dank. Ignaz Richter sprang auf, schoß mit ausgreifenden Schritten durch das Gewirr der bravorufenden Menschen, packte den Musikanten an beiden Schultern:

„Mensch, wer sind Sie? Wo kommen Sie her, wo wollen Sie hin? Morgen Abend im Konzert spielen Sie mit, ich begleite Sie. Kein Widerwort, der Fall ist erledigt. Was schlagen Sie vor? Wir fangen gleich zu probieren an. Müde? Unsinn. Sie halten noch zwei Stunden aus.“

11.

Dieser Abend ist seltsam schwül und weich. Die Mondscheibe, am Westrand beginnt sie schon die scharfe Umrahmung zu verlieren, ist von einem zarten Dunststreif umrandet. In dem vertunken die schwächeren Sterne. Quer übers ganze Firmament legt sich ein breites Band silberner Zitruswölkchen. Das Meer ist wieder piegels-glatt geworden. Wer vom vorderen Umgang des Promenadenbalkens gen Westen schaut, der sieht am Horizont, hart überm Meeresraum, etwas wie eine braune, niedere Mauer stehen. Hinter der zuckt's und sprüht's zuweilen wie Widerschein einer fernen Schlacht.

Im Gesellschaftssaal wird getanzt. Die Musik, die sonst gleichmütig und tastfest ihren Vier- und Dreivierteltakt herunterstrich, tobt sich heute unter Dimitri Wassiljewitschs Leitung in bacchantischem Rasen aus. Ihre Wildheit fährt den Tanzenden ins Blut, in die Glieder. Frau Staatsanwalt Grunelius flüstert ihrem Gatten zu:

„Nee, nee, wie heutzutage getanzt wird... Man muß sich schämen.“

Sie sieht dennoch hin — sehr scharf sogar. Ein Trost der neue Schwiegersohn dreht sich mit seiner Annemarie so steif und ehrbar, als bestände die ganze Korona nur aus Justizbeamten und vortragenden Räten nebst dazu gehörigen Gattinnen. Wenn einmal ein anderer Herr die junge Verlobte auffordert, dann vergift sie sich zuweilen für kurze Augenblicke — und Mutter Hedwig muß dem vorüberfliegenden Töchterchen einen strengen Warnungsblid zubligen.

Bernd Wilczel und Ellen Winterfeld lassen nicht viele Tänze aus. Beider Wohlerzogenheit wahrt die Grenzen des Tannes. Trotzdem fühlen sie, wie das enge Beieinander sie näher bringt, als ihre klaren Köpfe, ihre leidgefesteten Willen es beschlossen hatten. Sie kämpfen mit höchster Seelenspannung gegen etwas an, das sie nahen fühlen, das nicht kommen darf. Ihre Unterhaltung verliert die vertrauliche Unbefangenheit, wird gezwungen alltäglich. Statt „Bernd“ und „Frau Ellen“ heißt es wieder: „Gnädige Frau“ und „Baron“.

Die Tischgenossen flüchten in den Pausen Paar nach Paar aus dem zigarrenrauch- und seildurchdunsteten Saal in die freie Meeresnacht. Bleiben fünf, sechs Tänze lang verschwunden. Kommen Arm in Arm zurück, schwärmen, wie herrlich kühl es draußen sei. Aber ihre Gesichter, ihre Augen glühen fiebrisch, sie atmen schwer, als hätten sie draußen heftiger noch als drinnen getanzt.

Was ist mit Kapitän Mertens? Er tanzt ein- zweimal mit seinen beiden Nachbarinnen — dann fordert er die bisher etwas vernachlässigte und vereinsamte Mexikanerin auf. Donna Ines scheint überglücklich, endlich einen Cavaliere servente erobert zu haben. Sie sucht ihn für seinen abtrünnigen Schling nach Kräften zu entschädigen. Zwei, drei Tänze, dann entführt auch

sie ihren Raub ins Freie. Als die beiden zurückkommen, haben sie genau die gleichen erregt glänzenden Augen, wie Theodor Stephan und Emerentia O'Donnell sie vorhin von draußen mitbrachten. Ist es nicht, als hätte sogar die straffe Edith Vaughan ihre Ansicht, daß James Hutchinson kein Flirt für sie sei, einer Nachprüfung unterzogen — mit einem etwas günstigeren Ergebnis? Auch die tanzten ohne Pause miteinander, auch sie verschwanden, kommen Arm in Arm zurück, der Tschenerell füllt die Gläser, sie stoßen an, Aug' in Auge, ganz merkwürdig vergnuut und zufrieden . . .

(Fortsetzung folgt.)

Das schreiende Dorf.

Von Erich A. Schmidt.

Die Tramontana wirft die Wellen — Tonnen grau-grünen, gischenden Wassers — mit dröhnendem Schwung in den Halbkreis der Bucht. Bis zum Horizont ist das Meer voll schäumender Hügel, mit tiefen Schattentälern dazwischen: eine quirlende, kämpfende Flut. Darüber steht die Sonne hoch im Zenit, sie entzündet bunte Farbenpiele in dem schleierigen Dunst, der landeinwärts weht. Auch die Wellen, große, gelbe Ballen mit zerfetzten Rändern, ziehen jagend über die fahlen, scharfen Grate der Berge, die die Bucht auf beiden Seiten flankieren. Jede Schrofie steht hart wie Jaspis im hellen Mittagslicht.

Wo Felsen und Risse den leuchtenden Sand des Ufers jäh abschließen, wo der Tang sich zu schwarzbraunen Hügeln ballt, anwachsend von Minute zu Minute, wo steile Fontänen allenthalben zerplätschend über die Klippen schießen, bunt rieselnd im Sonnenstrahl — da liegt das sizilische Fischerdorf, mit schräg ansteigender Piazzetta, weit geöffnet zum Meere hin, von kleinen, gelben Häuserwürfeln eingeraht — der salzige Atem der Wellen weht in jedes Fenster hinein. Unten am Strande, dicht gedrängt, drängen sich die blau-roten Boote der Fischer dichtaneinander, die ganze knallfarbige Flottille mit den unbeholfenen Lettern ihrer vielfachen Frauentnamen, dem donnernd drohenden Anprall der ungestümen See entzogen.

Auf der Piazzetta spielen die braunen Knaben um die Palmen herum, ihre Bälle rollen, die Soldi fliegen in die Luft. Nur Don Vincenzos Kinder sind nicht zu sehen. Der Fruchthändler röstet Kastanien und wischt sich die Augen, weil der windgetriebene Rauch sie zerbeizt. Die Tische des kleinen Ristorante in der Ecke sind weiß gedeckt, aber kein Fremder sitzt daran, und der Kellner spuckt elegisch von den Stufen. Ein alter Fischer hat sein Reg quer über die Piazzetta gelegt und stift die Köcher von der letzten Fahrt; die nackten Beine strammen die Mänschen.

Don Vincenzos Frau kommt aus einem der Häuser, wo sie in ihrer Unruhe durch eifrige Reden Ablenkung suchte; sie blickt bohrend über die erregten Wellen, und auch die Fischer am Strande, der Fruchthändler und seine safrunde Frau sehen hinaus — alle sprechen beruhigend auf Donna Carmela ein. Ihr Mann ist heute als einziger zum Fischfang gefahren und hat seine beiden Jungen als Gehilfen mitgenommen. Aber sie werden schon wiederlehren, nur Geduld!

Nun liegt etwas am das ferne Vorgebirge herum, im gleichen Augenblick rühren sich heftig alle Wartenden, Gesteine fliegen empor, und ein junger Fischer ruft befreit: „Da ist Vincenzo!“ Alle waren sie um sein Schicksal besorgt.

Don Vincenzos Frau hat den Mast ihrer Barke längst entdeckt, und dennoch scheint es, als wüchse ihre Angst, gerade weil Mann und Kinder wieder im Blickfeld ihrer Augen stehen, denn der Weg der Barke ist noch weit, und nun spürt man um so deutlicher alle Gefahren, mit denen das Meer sie bedrängt.

Aber sie rollen rhythmisch heran, jede Welle trägt sie dem Ufer näher, man erkennt bereits das Segel, doch siehe, das Segel ist nichts als ein weißer wehender Fegen.

Donna Carmela saltet die Hände, ringsumher wird es stumm. Zuweilen steht die Barke wie in der Luft, dann verschwindet sie wieder in einem tiefen Wellental.

Nun sieht man, daß drei Köpfe sich unter dem Segelkreuz bewegen, sekundenlang werden winkende Arme erkenntlich, dann taucht die Barke von neuem hinab.

Den Männern wird es offenbar, daß Don Vincenzo sein Steuer verlor, sie sagen nichts, aber alle verfolgen keinen halblösen Kurs.

Und sie straffen die Arme, um bereit zu sein, wenn er sie brauchen sollte. Immer deutlicher wird, daß das Boot haltlos schlingert, nur dem Stoß der Wellen, keiner eigenen Kraft anvertraut.

Und plötzlich, schon im vertrauten Halbkreis der Bucht, kippt die Barke um und schleudert die Mannschaft und ihre bewegliche Habe ins Meer.

Da wacht ein unendlich langer, in die Höhe kimmender Schrei am Strande auf, schreift rund um die Piazzetta und bringt

bis in die entferntesten Gassen, die am fahlen Gestein der steilen schauenden Felsen enden. Dieser Schrei von Hunderten von Kehlen ausgestoßen, doch in der Verschmelzung zu einem einzigen geworden, beginnt mit den rauhen unsentimentalen Hilferufen der Männer, die schon zu den Booten stürzen und die Taue lösen. Er wird von den schrillen Klagelauten der Frauen fortgesetzt, die aus allen Häusern eilen, die Hände vor die Gesichter schlagen oder betend zum Himmel heben. Er wird von den hellen Stimmen der erregten Kinder weitergetragen, denen niemand eine Erklärung zu geben vermag, weil der Schrecken alle Zungen lähmt, so daß sie noch weinen und kreischen, als die Fischer längst ihre knirschenden Riemen in die schwer andrängenden Wellenberge zwingen; als die Frauen Donna Carmela im wieder befreiten Wortschwall zu trösten versuchen.

Menschenleer liegen Häuser und Gassen da, und schwarz haucht sich die ganze Einwohnerschaft des Dorfes — eine einzige Familie in dieser Stunde — am gischtschwallten Strande. Sie sehen, daß Don Vincenzo mit erlahmender Kraft am pendelnden Kiel seines umgestülpten Bootes hängt. Einer der Knaben hält sich an der entgegengesetzten Seite fest, aber den jüngeren hat der Vater mit seinem Arme umschlungen, und der Knabe zieht ihn hinab.

Schon nähert sich eins der Boote, schräge die Wellen zerschneidend, den gekenterten Fischern, hunderte Augen folgen der Rettungsmannschaft, es ist, als schoben die Energien der Wartenden sie vorwärts. Und nun ziehen sie drei dunkle Gestalten wie leblos, gleich nassen Säcken über ihren schauenden Vord. Auch die andern kehren um, und als sie alle am Ufer landen, erhebt sich ein neuer anschwellender Schrei, der über die Wände der Häuser hinweg gegen die Felsen stößt: der Freuden schrei über die Rettung von dreien der Ihren. Morgen können sie selbst es sein, und dann wird Don Vincenzo mit seinen Knaben unter den Helfern nicht fehlen.

Donna Carmela wirft sich Mann und Söhnen entgegen, sie läßt die Salztriefenden, die noch mit alltagfernen Augen um sich schauen, als kämen sie direkt aus dem Jenseits.

Lange stehen die Frauen und Kinder vor Don Vincenzos Haus, indessen die Männer an der Bucht entlang eilen, um das stoßweise nahende Strandgut zu suchen. Sie können gar nicht schnell genug eintreffen, um Don Vincenzos Habe zu bergen, denn schon treibt das Boot heran und geht der Gefahr entgegen, sich in Sand und Tang zu verbohren. Faden und Hosen fliegen herunter, Alte und Junge steigen mit wehenden Hemden in die Bogen, um die Barke emporzuziehen. Das Steuer fehlt, doch der Schaden ist nicht groß; braune Knaben schleifen stolz die Ruder durch den Sand, die weiter oben antrieben, eine Flasche rollte heran, und auch die Begehrung schwimmt, mit neuen Wellenstößen, bis auf den gelben Uferstrand: aufgewecktes Brot, das die immer hungrigen Hunde des Dorfes verschlingen.

Als letztes Gut erscheinen die gefangenen Sardellen Don Vincenzos, Stüd für Stüd, in jeder braunen Fischerhand schimmert es silbern, sie sind die letzten Opfer der Katastrophe, die im Triumph zu dem Hause ihres Besitzers getragen werden.

Eine dicke Kerze brennt noch an diesem Abend in der Nische des Heiligen, die unterhalb des siebenhundertjährigen Sarazenensturms ins fahle Felsgestein gehauen ist. Klein und flackernd leuchtet ihr gelber Schein über das lärmende, gischtschwallte schwarze Meer.

Erlebnisse mit Taschendieben.

Von Hugo v. Koller.

Als ich zum erstenmal in meinem Leben Zeuge eines Taschendiebstahls wurde, war ich noch Potsdamer Kadett. Die kleine Episode spielte sich auf der Blaueninsel bei Potsdam ab und machte damals einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich mich ihrer noch oft bei späteren ähnlichen Vorfällen erinnerte.

Am Sonntagen wurden die nicht beurlaubten Kadetten nachmittags von einem Offizier spazierengeführt. Diese Spaziergänge erstreckten sich oft ziemlich weit in die Umgegend von Potsdam und hatten neben körperlicher Erfrischung den Zweck, uns jungen Marschjungen historisch erinnerungswürdige Plätze zu zeigen und deren Bedeutung zu erläutern. Das war so weit ganz nett, nur fühlte der ewig hungrige Kadett nach so einem weiten Marsch bald ein menschliches Murren im Magen. Und wenn dann, wie zum Beispiel einmal in Bickelswerder, für ein warmes Abendbrot vorgesorgt war, so bildete dies natürlich den Glanzpunkt des Ausflugs. Wenn's auch nur, wie der Offizier uns lächelnd mitteilte, Beefsteaks von Bierdesfleisch gewesen waren, so hatte es doch herrlich geschmeckt.

Einmal wurden wir nach der Blaueninsel geführt. Wir besichtigten das kleine Schloß und sollten nun einen Rundgang um die Insel antreten. Da trafen wir auf dem Platz vor dem Schloß eine größere Gesellschaft von Damen und Herren, augenscheinlich meist Fremde, die dem Vortrag eines Führers zuhörten. Wir Kadetten nahmen, um den inter-

essanten Ausführungen zuzuhören, hinter der Gesellschaft Aufstellung. Der Führer erzählte gerade die Geschichte von der berühmten französischen Tragödin Rachel vom Theatre Francaise in Paris, die im Sommer des Jahres 1852 hier auf diesem Platz vor dem preussischen Königspaar, dem russischen Zarenpaar und anderen Fürstlichkeiten, Generalen, Ministern usw. Rezitationen aus ihren Glanzrollen vortragen hatte. Die Rachel, die auf Befehl des Königs Friedrich Wilhelm IV. von seinem Vorleser, Hofrat Schneider, hieher geleitet war, hatte es zunächst entrüftet abgelehnt, sich im Freien hören zu lassen. „Haken Sie mich für eine Bänkefängerin?“ hatte sie empört ausgerufen. Aber Hofrat Schneider, selbst ehemaliger Schauspieler, hatte die einstige Kollegin umzustimmen gewußt. Die Rachel spielte hier auf diesem Rasenplatz, während die Zuhörer an Teetischen auf dem Kieswege dort drüben saßen.

Bis hierher hatte der Vortragende gesprochen, als eine unerwartete Unterbrechung eintrat. Ein großer, starker Herr drehte sich plötzlich um, packte einen hinter ihm stehenden Menschen am Kragen und schrie ihn an: „Wollen Sie in meine andere Tasche vielleicht auch noch hineinfassen?“ Es entstand eine allgemeine Aufregung. Angstliche Rufe ertönten in verschiedenen Sprachen: „Taschendiebe!“ Der Führer suchte seine Gesellschaft zu beruhigen. „Polizei! Polizei!“ wurde geschrien. Da erhob der große, starke Herr seine gewaltige Stimme: „Nicht nötig! Das erledige ich selbst.“ Dabei schob er den Taschendieb nach rückwärts bis durch unsere Reihen hindurch und verabschiedete ihn schallende Ohrfeigen. Der Gemahregelte wälzte sich auf dem Rasen, auf dem die Rachel im Juli 1852 gespielt hatte.

Der kleine Zwischenfall war erledigt, aber der Eindruck davon blieb in uns lange bestehen. Damals war für mich ein Taschendieb noch eine Neuerscheinung. In meinem späteren Leben habe ich sie, besonders im Orient, in allen Aufmachungen, vom kleinen Zigeunerkind bis zu den als Gentleman auftretenden Spitzbuben kennen gelernt. Besonders in Konstantinopel bot sich den Taschendieben ein ergiebiges Feld der Tätigkeit.

Dort besuchte mich einmal ein guter Bekannter aus Deutschland. Er wollte viel sehen, und wir waren dauernd unterwegs, obgleich das Barometer mehr als 50 Grad in der Sonne zeigte. Als wir an einem Abend von einem Ausflug nach den Pringeninseln zurückkamen und den Dampfer eben verlassen hatten, begegneten wir dem deutschen Botschafter, der seine Barkasse besetzen wollte, um nach Iherapia, dem Sommerstüb der deutschen Botschaft, zurückzufahren. Er begrüßte uns und sagte zu meinem Freunde: „Nehmen Sie sich nur in acht, und gehen Sie lieber nicht hier mit offenem Sakett herum.“ Mein Besucher wollte sofort dem ihm erteilten Rat folgen und sein Sakett trotz der Hitze schließen. Er blickte an seiner Weste herunter und — erbläste. Seine wertvolle goldene Uhr mit schwerer Kette und den daranhängenden Emblemen der Freimaurer war verschwunden!

Um die Weihnachtszeit war Pera, das Europaviertel von Konstantinopel, besonders von Taschendieben heimgesucht. Auf der schmalen Hauptgeschäftsstraße, der Grande Rue de Pera, drängte sich das laufflustige Publikum vor dem deutschen Bazar und dem nahe davon gelegenen französischen Kaufhaus. Die Damen trugen damals noch lange Kleider, die sie auf der Straße rasen mußten. Dabei öffnete sich manchmal der Schluß des Rockes, neben dem die Tasche eingehäkt war. Jeder Taschendieb konnte mit geschicktem Griff unbemerkt solche Taschen ihres Inhalts berauben. Im Laden dann bemerkte die Dame erst, daß sie die gemachten Einkäufe nicht bezahlen konnte, weil sie bestohlen war. Die Taschendiebe übten in der Regel zu mehreren gemeinsam ihr Handwerk aus. Diese Kerle waren für aufmerksame Beobachter eigentlich von vornherein kenntlich. Auch die türkischen Polizisten kannten die Strolche, nahmen sie aber bestenfalls erst nach vollbrachter Tat fest, um ihnen den Raub abzunehmen und in die eigene Tasche zu stecken. Die sorglosen Levantinerinnen dachten ja nie an derartige, sie bedrohende Gefahr. Und bei der mangelhaften Beleuchtung hatten die Taschendiebe leichtes Spiel.

Eines Abends in der Woche vor Weihnachten bummelte ich die Grande rue entlang und sah mir den Betrieb auf der Straße an. Vor dem deutschen Bazar bemerkte ich drei verdächtige Individuen, die im Gedränge einer Dame folgten. Die Ahnungslose hatte ihr Kleid gerafft, so daß die hinter ihr Gehenden die offenstehende Kleiderlücke sehen konnten. Vor dem Eingang zum Bazar traten zwei von den Verdächtigen schnell vor die Dame und veranlaßten ein Gedränge, durch das die Dame aufgehalten wurde. Jetzt kommt der Moment, dachte ich, und packte auf. Und richtig, der zurückgebliebene Gauner ließ seine Hand in der Tasche der jungen Frau verschwinden. Da packte ich zu, hielt mit

eisernem Griff die Hand in der Tasche fest. Die Dame war einer Ohnmacht nahe und schrie: „Polizei! Polizei!“ Diese war natürlich nicht zur Stelle. In dem Moment flohen meine Gedanken um etwa dreißig Jahre zurück. Die Fraueninsel bei Potsdam fiel mir ein, und ich wiederholte laut die Worte, die damals der fremde Herr gesprochen: „Nicht nötig! Das erledige ich selbst.“

Das tat ich in nachdrücklichster Weise — und damit war die Sache auch hier wirklich erledigt.

Gechehene Ding.

Aus dem Altdeutschen von Walter Medauer.

Gechehene Ding
Leiden keinen Rat.
Seid klug und klint,
Es es zu spat.

Der Tor rät,
Wanns vorbei.
Wanns Daus nit-mehr steht
Und der Deich entzwei.

Drum gehört dies Wort
Zu allen Sachen auf Erden:
Wenn das Pferd lieh fort,
Muß es erst gefangen werden.

Welt u. Wissen

Wie der Mensch wächst. Das Wachstum gehört zu den großen Rätseln des Naturgeschehens, denen die Forschung bisher nur unvollkommen nachzuspüren vermochte. In jeder einzelnen Körperzelle ist für ihre ganze Lebensdauer ein Wachstumsvermögen vorhanden, und auch wenn der Mensch „erwachsen“ ist, wird diese Wachstumsarbeit damit noch nicht abgeschlossen. Wachstum gehört zu den vererbaren Eigenschaften; diese Erblässigkeit erstreckt sich nicht nur auf den Aufbau und die Leistungsgröße des Organismus, sondern auch auf die Geschwindigkeit des Ablaufes. Wir kennen Rassen, sogar Familien, in denen die Lebensvorgänge schneller als bei anderen ablaufen, während wieder bei anderen das Gegenteil der Fall ist. Auf die Dauer ist das Wachstum von dem Vorhandensein äußerer Reize abhängig, unter denen die Ernährung die Hauptrolle spielt. Daneben kommt in erster Linie der sogenannte Lebensraum in Betracht, in den der Mensch hineingeboren wird, nämlich die Gesamtheit der geographischen, klimatischen, geschichtlichen und sozialen Verhältnisse seiner Umwelt. Bei Menschen, die unter den gleichen geographischen Bedingungen leben, macht sich, selbst wenn sie verschiedenen Rassen angehören, im Laufe der Zeit eine weitgehende Annäherung in Gestalt und Charakter bemerkbar. Ein Beispiel dafür sind die Amerikaner. Bei diesem eigenartigen Vorgang kommt allerdings die Ernährung mit den gleichen Bodenfrüchten hinzu. Schwankungen in der Wachstums- geschwindigkeit werden durch das Klima hervorgerufen; so wachsen Kinder rascher in den Sommermonaten. Der Einfluß der geschichtlichen Verhältnisse ist durch eine Statistik nach dem Kriege beleuchtet worden, in der nämlich bei den Jenseiter Schulkindern nachgewiesen wurde, daß sie heute um einige Zentimeter durchschnittlich größer sind als die vor 40 Jahren. Dieselbe Erscheinung ist auch in anderen Ländern beobachtet worden. Diese auffallende Tatsache, daß die Menschen heute größer werden als früher, wird durch die Lebensveränderungen des letzten halben Jahrhunderts erklärt, und dieselbe Erscheinung hat man bei Kindern aus verschiedenen sozialen Schichten feststellen können. Landkinder sind nämlich im Durchschnitt kleiner als Stadtkinder, und am größten werden die Kinder der höheren Stände. Es ist letzten Endes die Industrialisierung, die die Wachstumszunahme verursacht, weil sie immer mehr Menschen in die Städte bringt. Die Entwicklung geht beim Landkind deshalb langsamer vor sich, weil der gesamte Stoffhaushalt bei dem reichlicheren Aufenthalt im Freien eine größere Belastung erfährt; die Wachstums- geschwindigkeit wird dadurch gehemmt und führt zu einer geringeren Körperlänge als bei den Stadtkindern. Die Großstadtkinder dagegen unterliegen den Eindrücken des modernen Verkehrs und der höheren Zivilisation, durch die das Nervensystem gereizt und das Wachstum angeregt wird. Man nimmt an, daß die raschere geistige Entwicklung und die höhere Ausbildung des Gehirns auch bei den übrigen Geweben ein schnelleres Wachstum hervorruft.